

Selig sind die Barmherzigen

Predigt zu einer Lithographie von Ernst Barlach (1916), 28.03.2015,
Superintendentin Annette Muhr-Nelson
Gottesdienst zur Verabschiedung aus dem Ev. Kirchenkreis Unna

Liebe Gemeinde,

der „Barmherzige“, eine Gestalt mit glattem, weich fallendem Haar, einer zeitlosen Tunika und Sandalen, kniet vor dem „Hilfsbedürftigen“. Dieser ist in der Seitenansicht wiedergegeben, mit gekreuzten Beinen auf dem Boden hockend und als gebrechlicher, in ein zerlumptes, kurzärmeliges Gewand gekleideter, barfüßiger Mann gestaltet. Sein Haar ist wirr, seine Linke sucht Halt an einer Gehstütze.

Der „Barmherzige“ hält den Kopf des „Hilfsbedürftigen“. Es sieht so aus als habe er ihn angehoben, so dass er ihm nun ins Gesicht schauen kann. Das Licht, das die Szene von links kommend erleuchtet, erhellt Nase und Mundpartie des „Hilfsbedürftigen“. Das Gesicht des „Barmherzigen“ liegt im Schatten.



Diese Lithographie Ernst Barlachs begleitet mich seit 2004. Ich habe sie, glaube ich, zum Geburtstag geschenkt bekommen. Dann habe ich sie mitgenommen nach Unna und in meinem Büro an die Wand gegenüber von meinem Schreibtisch gehängt. Barlach hat sie 1916 angefertigt. Sie wurde in der von Paul Cassirer herausgegebenen pazifistischen Kunst-Zeitschrift „Der Bildermann“ veröffentlicht. Nach der anfänglichen Kriegsbegeisterung war eine Phase der Ernüchterung und Desillusionierung eingetreten.

Barlach blickt dem Elend ins Auge. Und er lädt uns ein, es ihm gleich zu tun. Wir sehen viele Bilder von Not und Elend. Täglich bringen das Fernsehen und die Zeitungen sie uns ins Haus. Wir begegnen vielen Menschen mit hängenden Köpfen, Bettlern am Straßenrand, Gebrechlichen, Zerlumpten, Barfüßigen, Menschen, die krampfhaft Halt suchen und doch nicht finden. In der letzten Woche die Bilder von geschockten und fassungslosen Angehörigen und Freunden der Opfer des Flugzeugabsturzes über den Alpen.

Was macht das mit uns? Jagen diese Bilder uns Angst ein, weil wir in ihnen unsere eigene Zerbrechlichkeit und Hilfsbedürftigkeit erkennen? Gehen Sie uns zu Herzen, „jammern“ sie uns? Spüren wir Mitgefühl und den Impuls, zu helfen, zu trösten, mit zu weinen? Oder lassen sie uns kalt? Bleiben wir cool, speichern die Bilder ab unter „so ist das eben“, „nicht mein Problem“, „zu weit weg“, „sollen andere sich drum kümmern“, „nicht zuständig“?

Jede dieser drei möglichen Reaktionen hat ihre Berechtigung. Es gibt plausible Erklärungen für jede von ihnen. So erzählt es das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Aber es gibt auch eine Antwort auf die Frage: Was muss ich tun, um das ewige Leben zu ererben?

Die Frage des Schriftgelehrten, auf die Jesus mit dem Gleichnis antwortet, ist *die* existentielle Frage. Sie ist von allerhöchster Bedeutung, in tausend Spielarten gestellt, immer wieder umschrieben, besungen in Schlagern, benutzt in der Werbung. – Das ewige Leben. Welch ein Versprechen! Abgewandelt begegnet sie uns heute in Form des Versprechens ewiger Jugend, im Entsetzen über

den Tod, der diesem Traum ein Ende bereitet, in der rastlosen Suche nach Sinn, Gesundheit, Glück und Beständigkeit.

Das ewige Leben löst die Phantasie aus, es gebe Sicherheit und Unwandelbarkeit auf dieser Erde, ich könne das Leben haben, halten, dingfest machen, darüber verfügen. „Was muss ich tun, damit ich das ewige Leben ererbe?“ Wie kann ich mich verewigen, mir einen Namen machen, in Erinnerung bleiben, mir ein Denkmal setzen? - Der Schriftgelehrte versucht Jesus mit dieser Frage. Es ist verführerisch zu denken, man könne mit großen Taten in die Geschichtsbücher eingehen und sich unersetzlich und unvergesslich machen. - Manche trauen das sogar kirchlichen Ämtern zu.

Jesus antwortet schlicht: „Was steht geschrieben?“ - „Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.“ – „Richtig. Tu das. Dann wirst du leben.“

Ernüchterung. So einfach und so schwer. Nicht haben, sich erarbeiten und verdienen, auch nicht erben. Sondern gehen und tun. Unterwegs sein. Mit vielen anderen. Das ist das Leben.

Und das ewige Leben? Das ist nichts anderes. Es ist das Leben mit den Menschen und mit Gott. Es ist nicht abgehoben, nicht im Jenseits, nicht im Gebirge der Weisheit, weit weg von den Sorgen und Nöten dieser Welt, sondern mittendrin, unterwegs mit den Armen, den Kranken, den Hungernden und den Traurigen.

Der Gebrechliche im Gleichnis vom barmherzigen Samariter liegt im Straßengraben. Er ist Opfer eines Raubüberfalls. Gewaltopfer. Und die ersten beiden, die vorbeikommen, kümmern sich nicht um ihn. Sie haben ihre guten Gründe dafür. Sie dürfen sich nicht die Hände schmutzig machen, denn für den Dienst im Tempel muss man rein sein. Sie haben ihre Verpflichtungen. Sie müssen pünktlich sein. Viele warten auf sie. Da können sie sich nicht von einem einzelnen aus dem Konzept bringen lassen. Sie sind nicht zuständig. usw.

Man kann viele rationale Gründe aufführen, warum man sich für nicht zuständig hält. Wir sind gut darin zu erklären, warum wir etwas nicht tun, sind stolz darauf, unsere Professionalität unter Beweis zu stellen, arbeiten effizient, zielorientiert, sind unseren Mitgliedern jederzeit Rechenschaft schuldig für die ordentliche Verwendung der Kirchensteuermittel, und wenn wir die Diakoniemittel in nachvollziehbare Projekte in der eigenen Gemeinde stecken, ist das immer besser begründbar, als wenn wir sie an Dahergelaufene, uns unbekannte Fremde geben.

Ich glaube, diese Frage „Wer ist denn mein Nächster?“ ist eine typische Mittelstandsfrage, eine Frage, die man stellt, um vor sich selbst zu rechtfertigen, dass man nichts tut, dass man das Portemonnaie verschlossen hält, dass man sich mehr sorgt um die Gemütlichkeit im eigenen Gemeindehaus als um das Elend der Menschen, die mitten unter uns leben, die wir aber lieber nicht sehen und deren Elend wir uns nicht zu Herzen gehen lassen wollen.

Verstehen Sie das bitte nicht als Abrechnung oder moralischen Zeigefinger, liebe Brüder und Schwestern. Das ist etwas, das an mir persönlich nagt, seit ich denken kann. – Wir leben hier in einem reichen Land, in einer guten Situation. Wir sind als Kirche und Kirchenkreis so reich. Und wir richten uns ein und jammern über das bisschen Wasser, das uns im Glas fehlt. Natürlich könnten die Gemeindehäuser noch schicker sein, natürlich könnten wir personell noch besser ausgestattet sein, natürlich könnten die Pfarrer und Pfarrerninnen noch mehr verdienen. Natürlich müssen wir weiter an unseren Strukturen arbeiten, damit wir präsent bleiben in dieser Gesellschaft.

Ich habe intensiv daran mitgearbeitet.
Es war mir stets ein Anliegen.
Und es war eine gute Zeit hier.

Aber was würde Jesus dazu sagen?

Er rügt den Priester und den Leviten nicht, die vorübergehen, weil sie ihre Pflicht tun müssen im Tempel. Er erzählt aber von einem, der ganz anders handelt, vielleicht anders handeln kann, weil er woanders herkommt, weil er nicht so eingebunden ist in Pflichten und Regeln, weil er keiner Gemeinschaft angehört, die ihm Regeln vorgibt, weil er frei ist, beneidenswert frei, einfach der Stimme seines Herzens zu folgen.

Der Samariter wird dem, der unter die Räuber gefallen ist, zum Nächsten. Er kniet nieder und schaut ihm in die Augen. Das ist nicht die Lösung aller Probleme der Welt, aber für den einen ist das die Rettung und für den anderen verändert sich der Tag. Egal, was er vorhatte, da ist ihm menschliches Leid begegnet, das ihn verändert hat. Er wurde gebraucht, er konnte etwas tun, er fühlte sich lebendig. Auch für den Helfer, den „Barmherzigen“, hat die liebevolle Zuwendung zum „Hilfsbedürftigen“ eine große Bedeutung. Auch ihm gibt sie „Würde“. Er ergreift die Chance, der zu sein, zu dem Gott ihn erschaffen hat: ein mitfühlendes menschliches Wesen.

Ernst Barlach stellt den „Barmherzigen“ als typisierte christusähnliche Gestalt dar. Liebevoll wendet er sich dem auf dem Boden hockenden Gebrechlichen zu. Er ist selbst dazu auf die Knie gesunken und hat den Mann mit dem wirren Haar aufgerichtet, ihm die Hände an die Wangen gelegt, seinen Kopf in den Nacken gelegt, sein Gesicht zur Sonne gewendet. Jetzt ruht sein heilender, aufrichtender Blick auf ihm. Er versetzt den „Hilfsbedürftigen“ wieder zurück in seine ursprüngliche, schöpfungsmäßige Würde. Selbst konnte er sich nicht mehr in eine aufrechte Haltung bringen, war zusammengekrümmt in seiner Gebrechlichkeit. Aber der „Barmherzige“ richtet ihn liebevoll auf. Doch zuerst musste er selbst auf die Knie sinken, ihm die erforderliche Würde entgegenbringen.

Unter diese Lithographie steht: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen“. Nicht zufällig ist der, der die Barmherzigkeit tut, als Christus gestaltet. Es ist ein Hinweis auf die Erfüllung der ethischen Gebote der Bergpredigt und insbesondere der Seligpreisungen Jesu durch Christus selbst. Er will in jedem Einzelnen Gestalt werden, nicht in der Institution Kirche, nicht in der Gemeinde, nicht im Kirchenkreis, sondern in jedem Individuum! Nur so ist das Gebot der Barmherzigkeit zu erfüllen, wenn einzelne sich fremdes Leid zu Herzen gehen lassen und tun, was ihrer Meinung nach dran ist. Christus hat keine Hände, nur unsere Hände...

Christus verschmilzt hier mit dem Barmherzigen. Aber er könnte auch genauso gut der Gebrechliche sein. Ganz Mensch, ganz nah kommt er. Ein Freund, ein Bruder, der dem Du hilfreich zur Seite steht. Für Ernst Barlach war dieses Bild auch eine Auseinandersetzung mit seinen Glaubenszweifeln angesichts des Massentodes im Ersten Weltkrieg. Es spricht eine Einladung aus an die Mühseligen und Beladenen. Es verspricht Berührung und Zuwendung. Ein bergender, schützender Raum entsteht zwischen den beiden Gestalten und verleiht dem Hilfsbedürftigen Schutz und Anerkennung in liebevoller Zuwendung. Er wird wahrgenommen. Christus blickt ihn an. Dieser Blick hat heilende, aufrichtende Kraft.

Der Blick Christi gibt uns Menschen unsere ursprüngliche Würde zurück. Vorbei sind die Tränen, das Weinen der Schmerz, vorbei sind das Elend, der Hass und der Streit, das Neue wird sein, gibt uns neue Kraft, es ist da im Hier und im Jetzt. – Das ist das Leben, das ewige. Amen.